

## DIE SITUATION. DER FRAUEN UND DAS BILD „DER FRAU“ AN DER UNIVERSITÄT

Von Margherita von Brentano

Das Thema fordert eine Vorbemerkung. Das Problem der Frauen an der Universität ist kein universitätsspezifisches Problem. Es ist unlösbar vom Gesamtproblem des Selbstverständnisses und des Verhaltens von Frauen und Männern in einer Gesellschaft, in der das Verhältnis der Geschlechter, der bei den Grundweisen also, Mensch zu sein, von altersher und immer noch ein Verhältnis der Herrschaft und Unterdrückung ist; dies noch so sehr ist, daß die schöne und wahre Forderung, es solle ein solches der Partnerschaft sein, wenn als verwirklicht behauptet, selbst ein Mittel der Herrschaft wird.

Weil das so ist, gibt es in dieser Sache keine Neutralität, auch keine sich als wissenschaftlich verkleidende. Es gibt sie so wenig, daß der Anspruch, in dieser Sache neutral zu sein, sich noch immer als uneingestandene und darum üble Parteilichkeit entlarven läßt.

Ich gestehe, in dieser Sache Partei zu sein. Ich meine nämlich, dass dort, wo noch Ungerechtigkeit herrscht, sei es viel oder sei es wenig, gehöre man selbst zu den von ihr Betroffenen oder – was noch ärger ist – zu den von ihr Profitierenden, die Parteinahme, cum ira et studio, Bedingung objektiver Erkenntnis ist, die Forderung nach Neutralität hingegen zu eben dem Mechanismus gehört, der gesellschaftliches Unrecht zur Natur verklärt und damit nicht erst seine Aufhebung, sondern schon seine Erkenntnis verhindert.

I

Meine Bemerkungen zur Situation der Frauen an der Universität beginne ich mit der Angabe dessen, worüber zunächst allein gesicherte, dem Streit der Meinungen entzogene Aussagen vorliegen: dem zahlenmäßigen Anteil der Frauen an Studentenschaft und Lehrkörper.

An der Freien Universität sind zur Zeit 30 % der Studierenden Frauen.

Der Anteil der Frauen am Gesamtbestand der Lehrkräfte einschl. Lektoren beträgt .....	9,6 %
Ihr Anteil an Lehrpersonen einschl. Lehrbeauftragten .....	8,4 %
Ihr Anteil an Lehrpersonen mit <i>venia legendi</i> .....	4,9 %
Ihr Anteil an der Zahl der Professoren .....	3,7 %
Ihr Anteil an der Gesamtzahl der planmäß. Professoren .....	2,2 %
Ihr Anteil schließlich an der Zahl der Ordentlichen Professoren beträgt.....	1,3 %

Das heißt also:

Erstens: die Frauen sind eindeutig in der Minorität. Zweitens aber: ihr ohnehin niedriger Prozentsatz nimmt rapide ab mit aufsteigender Hierarchie.

Das zeigt sich deutlich, wenn man aus den genannten Zahlen die statistische Chance, die höchste Position, das Ordinariat, zu erreichen, abnimmt:

Während 21,6 % der Lehrkräfte insgesamt Ordentliche Professoren sind, sind zwar 23,6 % der männlichen Lehrkräfte Ordentliche Professoren, aber nur 2,8 % der weiblichen Lehrkräfte.

Die Auffassung, dies liege vielleicht an der Qualifikation der betroffenen Gruppe, wird sofort höchst problematisch, wenn man die Zahlenverhältnisse beim Überschreiten der Habilitationsschwelle, die noch am ehesten vom Betroffenen selbst abhängen mag, mit den Zahlenverhältnissen beim Aufstieg von der Habilitation zum Ordinariat vergleicht.

Während 61 % der männlichen Lehrkräfte habilitiert sind, und 34,5 % der weiblichen Lehrkräfte, sind 40 % der habilitierten Männer Ordinarien, hingegen 10 % der habilitierten Frauen.

Ich habe mit der Freien Universität begonnen, muß aber nun sofort hinzufügen, daß, obwohl auch unsere Zahlen die Minoritätssituation und die zusätzlich minimale Aufstiegschance spiegeln, sie dennoch im Vergleich zum Zustand an den westdeutschen Universitäten eine Ausnahme darstellen. Schon der Prozentsatz der Studentinnen ist in der Bundesrepublik geringer – er liegt bei etwa 23 % [1]. Der Anteil der weiblichen Hochschullehrer ist erheblich geringer, – er beträgt etwa 6 % beim Gesamtbestand der Lehrkräfte, etwa 2,2 % bei den habilitierten, und nur 0,2 % bei den Ordinarien [2]. Auch das also, was Anger den „systematischen Charakter des kontinuierlichen Häufigkeitsgefälles“ nennt, ist noch weit ungünstiger im Durchschnitt der Universitäten in der Bundesrepublik: Es sind dort zwar 19 % der männlichen Lehrkräfte Ordinarien, aber nur 0,6 % der weiblichen Lehrkräfte; es sind zwar 47 % der habilitierten Männer Ordinarien, aber nur 4,1 % der habilitierten Frauen.

Wenn man annimmt, dass die Habilitation die volle Qualifikation zum Hochschullehrer darstellt und daß sie normalerweise sachlich, gerecht und ohne Ansehen des Geschlechts durchgeführt wird – und dies ist schon eine den Universitäten gegenüber in Anbetracht des durch die genannten Zahlen vermittelten Bildes faire Annahme – so bedeuten die zuletzt genannten Zahlen: Eine Frau, die für ihre Person die Qualifikation zum Hochschullehrer erbracht hat – wie es auch immer um DIE Frauen überhaupt in dieser Hinsicht stehen mag – hat nur ein Zehntel der Chance eines gleichqualifizierten Mannes, auf ein Ordinariat zu gelangen.

Das Bild, das diese Zahlen geben: die abnehmende Beteiligung der Frauen an den je höheren Stufen, ist nicht universitätsspezifisch und es ist nicht auf die Bundesrepublik beschränkt. Aber der Zustand, den es ausdrückt, ist an der Universität besonders kraß ausgeprägt, und er ist in der Bundesrepublik besonders kraß ausgeprägt.

Dazu einige Hinweise:

1. Eine Untersuchung der UNESCO von 1952 über den Zugang der Frauen zu Unterricht und Ausbildung in 47 Ländern [3] zeigt, daß, während der Volksschulbesuch keine Unterschiede aufweist, „auf den gehobenen, nichtobligatorischen Ausbildungsebenen ... bedeutende Unterschiede zwischen den Geschlechtern in Hinblick auf den Prozentsatz der Teilnahme erscheinen“ und daß der Unterschied von Stufe zu Stufe wächst. Von

einer Verteilung von ca. 50 : 50 % in der Volksschule, über eine durchschnittliche Verteilung von 60 : 40 % in den höheren Schulen, über etwa 65 : 35 % in den Fach- und Berufsschulen sinkt der Anteil der Mädchen auf durchschnittlich ca. 20 % bei Hochschulen und Universitäten. Die Bundesrepublik erscheint innerhalb der 47 untersuchten Länder hinsichtlich des Oberschulbesuchs der Mädchen mit 44 % an relativ günstiger Stelle, hinsichtlich des Hochschulbesuchs aller rangiert sie mit damals 17,7 % im unteren Drittel hinter fast allen europäischen Ländern und einem Gutteil der außereuropäischen. Noch weit krasser ist das absinkende Häufigkeitsgefälle beim Anteil der Frauen an der Lehrerschaft der Ausbildungsstätten von der Volksschule bis zu Hochschulen und Universitäten. Während an den Volksschulen inzwischen in den meisten Ländern die weiblichen Lehrer mehr als 50 % Anteil haben, sinkt ihr Anteil bis auf durchschnittlich 7 % an den Hochschulen und Universitäten. Die Bundesrepublik erscheint in dieser letzten Rubrik nicht, – die Studie basiert auf einer Umfrage bei den Regierungen der beteiligten Länder, und die Bundesregierung ließ diese Frage unbeantwortet – verständlicherweise, denn wenn man die damalige Zahl von etwa 2,6 % einsetzt, erscheint die Bundesrepublik an viertletzter Stelle, nur noch unterboten von Guatemala, Ecuador und Österreich.

2. Dasselbe Verhältnis läßt sich im Hinblick auf die Berufarbeit von Frauen und ihre Verteilung in den einzelnen Berufen feststellen. Zwar ist in der Bundesrepublik jeder dritte Arbeitnehmer eine Frau, aber in allen Sparten sinkt ihr Anteil mit der Höhe der Positionen – bis auf 1-2 %, etwa unter den Richtern und im höheren Verwaltungsdienst. Die Statistiken zeigen übrigens, daß Frauen in freien Berufen in weit höherem Maße eine prestigemäßig und finanziell hohe Position erreichen als in Angestellten- und Beamtenberufen, wo der Aufstieg von der Beurteilung durch Vorgesetzte abhängig ist.

3. Deutschland hat den historischen Ruhm, sowohl in der Zulassung der Frauen zum Studium als auch in der Zulassung zur Dozentur das letzte Land gewesen zu sein unter den europäischen Ländern und Nordamerika, aber auch hinter den meisten außereuropäischen Ländern. [4]

Der Kampf gegen die Zulassung sowohl zum Abitur als auch zur Hochschule wurde mit den Argumenten geführt, die uns heute in verfeinerter Form wieder begegnen, wenn es um die Zulassung zu Spitzenpositionen geht. „Der einzige Beruf des Weibes ist es, Gattin und Mutter zu sein“, schrieb Heinrich von Sybel 1870. In den Verhandlungsprotokollen des Reichstags über die Petition um Zulassung zum medizinischen Studium 1891 finden wir „das deutsche Weib“, „die deutsche Familie“ und „die deutsche Sittsamkeit“ ausgiebig zitiert. Nur Bebel für die Sozialdemokraten sprach für die Petition – ohne Erfolg. Überhaupt gilt für die Zeit dieser Kämpfe: Weil nur die Sozialdemokraten die Sache der Frauenbildung unterstützten, galt diese als „rot“, was wiederum dazu führte, daß die Frauen selbst und ihre Vereine noch vorsichtiger wurden, als sie ohnehin schon waren.

Lily Braun schreibt in ihrem Buch über die Frauenbewegung:

„Seit den Reaktionsjahren nach 1848 hatte der deutsche Liberalismus seinen revolutionären Geist und seine demokratischen Ideen so sehr eingebüßt, daß er die Vertretung liberaler Forderungen mehr und mehr der Sozialdemokratie Überließ. So kam es, daß zu einer Zeit, wo die Frage der Zulassung der Frauen zum ärztlichen Beruf in Amerika, England, Frankreich, Rußland und Österreich soweit entschieden war, daß sie sogar im Staatsdienst Verwendung fanden, in Deutschland ihre Lösung zu Gunsten der Frauen wie ein revolutionärer Akt gefürchtet wurde. So kam es aber auch, daß die Frauenbewegung bei allen „staaterhaltenden“ Parteien in den Geruch sozialdemokratischer Gesinnung kam und zahllose von

Vätern, Männern und Brüdern abhängige Frauen sich entweder ganz von ihr zurückzogen oder so vorsichtig und zurückhaltend in ihren Wünschen wurden, wie etwa der Allgemeine Deutsche Frauenverein es stets gewesen ist.“ [5]

Die Argumentation: „Die Frau gehört ins Haus“ wurde schon damals – wie heute wieder – lediglich zur Abwehr des Eindringens der Frauen in qualifizierte Berufe angewendet. Bereits um die Jahrhundertwende waren 25 % der Frauen in Deutschland erwerbstätig und 30 % der Erwerbstätigen Frauen, allerdings durchweg in schlechtestbezahlten und abhängigsten Tätigkeiten. Nicht gegen diesen Zustand wendete sich das Argument, sondern gegen die Zumutung, daß eine Frau Ärztin oder Lehrerin werden könne.

Entsprechend verspätet – nämlich erst 1918 wurde die Zulassung zur Dozentur in Deutschland erteilt. – Bis 1933 erhielten 54 Frauen in Deutschland die *venia legendi*. Es sei am Rande vermerkt, daß etwa die Hälfte dieser Frauen nach 1933 auswanderte. Bis dahin war der Anteil der Studentinnen auf ca. 16 % angestiegen.

Die ohnehin verspätete und zaghafte Entwicklung wurde, wie bekannt, durch das nationalsozialistische Regime abgestoppt, Habilitationen zwar nicht verboten, aber so gut wie unmöglich gemacht, Ernennungen und Berufungen verhindert. Eine Dozentin berichtet in der Angerschen Umfrage: „Man sagte mir damals – wörtlich – : Frauen gehören in die Küche. Der Führer wünscht nicht, daß sich Frauen in diese Stellungen an der Universität drängen.“ Dieselbe fügt allerdings hinzu: „Daran hat sich aber heute noch nicht viel geändert, nur auf dem Papier.“

Über die weitere Entwicklung läßt sich nur bis zum Jahre 1952 Genaueres sagen, da die letzte und einzige Spezialuntersuchung zu unserem Thema – eine vorwiegend statistische Arbeit von Charlotte Lorenz [6] – mit diesem Jahre abschließt. Frau Lorenz stellt für diesen Zeitpunkt vor allem folgende Punkte fest: Von den damals 212 weiblichen Lehrkräften waren nur 12 planmäßige Beamte, also in gesicherter Stellung. Von den übrigen waren die große Mehrzahl, auch der Habilitierten, nur aus Lehraufträgen, also unter dem Existenzminimum, dotiert, so daß der Zwang zu teils neben-, teils sogar hauptberuflicher Erwerbstätigkeit außer der Universität das Bild bestimmt.

Die Folge: daß die wissenschaftliche Arbeit unter ständiger Doppelbeanspruchung geleistet werden mußte. Sie stellt weiterhin fest, daß auch bei dem ohnehin geringen Prozentsatz von Ernennungen und Berufungen die Wartezeit etwa doppelt so lang war wie durchschnittlich bei männlichen Dozenten. Aus diesen beiden Momenten resultierte eine Überalterung der lehrenden Frauen auf allen Laufbahnstufen.

Frau Lorenz kommt zu dem Fazit, daß „der heute amtierende weibliche Hochschullehrerstand ... sich ... in der Position eines Außenseiters ... (befindet)“, daß „die Frau als akademische Lehrkraft gegenüber den männlichen Kollegen in vielfacher Hinsicht benachteiligt“ ist. „Diese Diskriminierung läßt sich dahingehend kennzeichnen, daß den Frauen in gleichgelagerten Fällen die als selbstverständlich betrachteten Entgelte und Anerkennungen nicht gewährt werden ...“ und zwar

1. in bezug auf die lehramtsliche Stellung,
2. in bezug auf Berücksichtigung weiblicher Lehrkräfte bei Berufungen und
3. in bezug auf die wirtschaftlich-soziale Versorgungslage.

Soweit sich über die Entwicklung seit Lorenz' Arbeit ohne gründliche Untersuchungen etwas sagen läßt, kann man feststellen:

Zwar hat sich die Prozentzahl der lehrenden Frauen insgesamt fast verdoppelt, von 3,6 auf 6 %. Da aber diese Erhöhung fast gänzlich aus Zunahme in den untersten Rängen resultierte, ist das Verhältnis von unten und oben fast noch ungünstiger geworden. Da andererseits die Dotierung der unteren Stufen sich allgemein gebessert hat, ist von den drei von Lorenz monierten Punkten der dritte nicht mehr so dringlich wie damals, die beiden anderen bleiben bestehen.

## II

Wenn man nun nach den Ursachen dieser Situation fragt, so bieten sich drei Hypothesen an, die ich vereinfachend so nennen will:

1. Frauen können nicht qualifizierte wissenschaftliche Arbeit leisten;
2. Frauen wollen es nicht – sie haben andere Ziele und Lebenspläne;
3. Frauen sollen es nicht – das hieße, es wird ihnen auf direkte oder indirekte Weise erschwert oder unmöglich gemacht.

Um noch einen Schritt zu vereinfachen, möchte ich zunächst die zweite Hypothese ausschalten, da sie sich auf eine der beiden anderen zurückführen läßt.

Was nun die erste Hypothese angeht, so besteht die Schwierigkeit, zunächst daß es faktisch bisher keine wissenschaftlich stichhaltigen Untersuchungen gibt, die sie bestätigen oder widerlegen, daß es zweitens, so wie die Dinge liegen, keinerlei Möglichkeit gibt, solche Untersuchungen anzustellen. Denn qualifizierte wissenschaftliche Arbeit – also auch die Fähigkeit dazu – ist ein hochkomplexes Phänomen, das als solches, also nicht nur durch Erforschung seiner Teilkomponenten, untersucht werden müßte. Dazu aber müßte eine genügend große und repräsentative Gruppe von Frauen und Männern durch genügend langen Zeitraum und unter gleichen Bedingungen in ihren wissenschaftlichen Leistungen und also auch Fähigkeiten verglichen werden können. Eine solche Vergleichsgruppe von Frauen gibt es nicht, was, wie sich zeigen wird, zu einem erheblichen Teil darin begründet ist, daß jene erste Hypothese ungeprüft als These in Geltung ist. Der circulus vitiosus, der hier waltet, läßt sich, nicht nur für unser Problem, so formulieren:

die reale Macht gesellschaftlicher Vorurteile schafft und zementiert die Verhältnisse, die eine empirische Widerlegung der Vorurteile unmöglich machen.

Soweit es – vor allem in der amerikanischen Forschung – vergleichende Untersuchungen der einzelnen Elemente des Gesamtphänomens „wissenschaftliche Begabung“, also der Intelligenz, des Gedächtnisses, der Urteilsfähigkeit etc. gibt, läßt sich mit Sicherheit vorläufig nur soviel sagen:

1. „Es gibt keine statistisch bedeutsamen Unterschiede (= in meßbarer Intelligenz) zwischen den Geschlechtern“.[7] In allen Untersuchungen überwiegen die individuellen Differenzen innerhalb rein männlicher, rein weiblicher oder gemischter Untersuchungs-

gruppen um ein vielfaches die minimalen Differenzen zwischen männlichen und weiblichen Gruppen, die übrigens, wenn überhaupt, „lead ... to the belief that it may be possible to demonstrate a measureable superiority of women over men, so far as general intelligence is concerned“.[7]

2. Verschiedenheiten sind durchweg solche der Färbung, nicht des Grades der Intelligenz.

3. Feststellbare qualitative, inhaltliche Unterschiede sind durchweg solche der sozialen, durch Erziehung, Rollenverteilung und Rollenerwartung fixierten Prägung, die selbst, wie inzwischen nicht mehr bestritten wird, hoch variabel ist. Der Zusammenhang solcher variablen Rollenprägung mit einer ihr gegenüber invariablen, oder doch weniger variablen, anthropologischen Struktur der Geschlechter ist zwar anzunehmen, aber noch so gut wie unbekannt und kaum in Ansätzen erforscht.[8]

Soviel zunächst zur Verifizierbarkeit jener ersten Hypothese. Sie ist praktisch und wissenschaftlich nicht gegeben. Im umgekehrten Verhältnis allerdings zum Grad der Verifizierbarkeit dieser Hypothese stellt die Starrheit und Macht, mit der sie als *T h e s e*, als unbezweifelt geglaubtes und wirksames Stereotyp produziert und reproduziert wird von denjenigen, deren Beruf es doch ist, Thesen von Hypothesen, Stereotype von verifizierbaren Urteilen zu unterscheiden: von der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Professoren.

Hierüber liegt nun eine Untersuchung aus jüngster Zeit vor, der Bericht Hans Angers über eine repräsentative Erhebung unter den Hochschullehrern von vier westdeutschen Universitäten zu Problemen der deutschen Universität.[9]

Die Erhebung ermittelt anhand eines Fragebogens von 64 Fragen die Einstellung eines repräsentativen Querschnittes der Professoren zu insgesamt 8 Themenkomplexen, einer von ihnen: „Universität und Frau“. Die Überlegung dabei war, daß gerade die Durchschnittsmeinungen, und gerade die nicht *ex cathedra*, nicht in offiziellen Situationen geäußerten privaten Meinungen für die Wirklichkeit der Universität und auch für die wirklichen Chancen einer Universitätsreform von größerer Bedeutung sind als das Urteil jener verhältnismäßig kleinen Minderheit von Professoren, deren besonderes Interesse für Hochschulreform sich in öffentlichen Stellungnahmen und in der Arbeit der durchaus selektiven Gremien und Kommissionen niederschlägt. Daß die offiziellen Äußerungen der Gremien – und die faktischen, unreflektierter geäußerten Meinungen des „typischen“ Hochschullehrers erheblich divergieren, ist ein Haupteindruck bei der Lektüre. Daß für eine realistische Beurteilung der Situation dieser zweite Faktor zur Kenntnis genommen werden muß, ist klar.

Zu unserem Komplex enthält die Umfrage vier Fragen. Gefragt wurde:

1. Im Anschluß an eine Frage nach den Studienmotiven der Studierenden überhaupt nach möglichen Unterschieden in den Studienmotiven der Studenten und Studentinnen,
2. nach den Gründen der Seltenheit weiblicher Hochschullehrer,
3. danach, ob es heute zuviel oder zuwenig Studentinnen gäbe,
4. danach, ob der Befragte im eigenen Fach Leistungsunterschiede zwischen Studentinnen und Studenten feststellen konnte.

Bevor ich die Ergebnisse dieser Umfrage in ihren einzelnen Aspekten analysiere, möchte ich vorweg zusammenfassen: Die überwiegende Mehrzahl der Befragten beantwortet diese Fragen nicht mit empirisch oder rational begründeten Urteilen, sondern wird von den Fragen provoziert zur Darlegung einer apriorischen, mit einer Wesenstypologie – oder besser Wesensmythologie – „der Frau“ und „des Mannes“ unterlegten Ablehnung: erstens, einer verbrämten, aber doch deutlich erkennbaren Ablehnung des Frauenstudiums, der Frauen als Studierenden; zweitens, einer offenen, aggressiven Ablehnung der Frauen als Dozentinnen und Kolleginnen; drittens, eine beiden zugrundeliegende Ablehnung der Frauen als gleichrangiger geistiger Wesen. – Erfahrungsurteile tauchen bei den ersten drei Fragen nur vereinzelt, bei der Frage nach dem Leistungsvergleich öfter auf. Obwohl der Inhalt der Erfahrungen durchweg im genauen Gegensatz zu dem steht, was apriorisch behauptet wird, wird eben dieser Widerspruch als Bestätigung des Vorurteils interpretiert – (ein sowohl der Vorurteilsforschung wie der Psychiatrie bekanntes und erklärbares Phänomen).

Die quantitative Auswertung Angers ergibt:

Dein Frauenstudium gegenüber sind 64 % der Befragten ablehnend, 4 % sachlich neutral, 32 % schwankend zwischen neutral und Ablehnung.

Weiblichen Dozenten gegenüber sind 79 % des repräsentativen Querschnitts ablehnend, 2 % positiv bis neutral, 9 % schwankend.

Ich möchte einige Proben aus dem Rohmaterial vorlegen [10]. Es sind typische, nicht extreme Proben. Ich bringe sie, um mir den Vorwurf der Überinterpretation zu ersparen.

Ein Beispiel für die – typische – zunächst tolerant sich gebende, dann aber schnell in Ablehnung umschlagende Beurteilung der Studentinnenzahl.

Auf die Frage, ob es zuviel oder zuwenig Studentinnen gebe, antwortet ein Naturwissenschaftler:

„Das regelt sich ganz von selbst. Es sind weder zu viel noch zu wenig. – Wieviel gibt es denn überhaupt? Was sagen Sie? 20 Prozent? Doch so viele? Das ist ja schrecklich! Aber die heiraten ja doch wieder weg. Sie sind nur eine unnütze Belastung der Universität.“

Einige Antworten auf die Frage nach dem Grund der Seltenheit weiblicher Hochschullehrer:

„Ich sage es sehr knapp und klar. Der Frau liegt das Auftreten auf dem Katheder nicht. Das ist ein sekundäres Geschlechtsmerkmal. Sie k a n n nicht öffentlich auf dem Katheder auftreten.“

„Weibliche Hochschullehrer sind immer häßlich. Wenn sie hübsch wären, wären sie geheiratet worden.“

„Weil zu einem Hochschullehrer die ganze Fülle einer männlichen Begabung gehört...“

„Qualitätsfrage. Geistigkeit ist ein Privileg der Männer. Wenn eine Frau Geistigkeit in gleichem Ausmaße besitzt, dann fehlt ihr etwas anderes. Sie ist dann keine Frau mehr!“

„Wir Theologen leben von den Frauen. Sie gehen in die Kirche als Gottes schlechteste Geschöpfe ... Die Universität ist Männersache. Die geistig arbeitende Frau verfehlt die schöpferische Absicht...“

„Früher war ein Professor etwas ganz Hohes. Die Distanz hat sich gemindert... So kommen auch Frauen schon auf die verrückte Idee, Hochschullehrer zu werden. – Es gibt aber auch gute Frauen.“

Wenn man das Material ein wenig auf den Begriff bringt – Anger selbst breitet es vorwiegend aus, läßt es für sich selbst sprechen, aber seine vorsichtigen Interpretati-

onsandeutungen gehen in dieselbe Richtung wie das nun Folgende – so ergeben sich folgende Aspekte der einheitlichen Grundeinstellung:

1. Die Mehrzahl der Antworten **e r k l ä r e n** nicht die **S e l t e n h e i t**, sondern **b e h a u p t e n** die **U n m ö g l i c h k e i t** weiblicher Hochschullehrer. Das dem entgegenstehende Faktum, daß es Hochschullehrerinnen gibt und daß man selbst, wenn man eine kennt – was selten ist – über diese meist günstig urteilt, wird mit der vorher behaupteten Unmöglichkeit vereinbar gemacht durch die ebenso apriorische Erklärung, dergleichen sei „keine Frau mehr“ oder „höchstens biologisch als Frau anzusprechen“.

Mutatis mutandis gilt dasselbe von den Meinungen über die Studentinnen. Da Frauen prinzipiell ungeistig sind, da ihnen von Natur aus wissenschaftliche Arbeit nicht möglich ist, kann es eigentlich keine erfolgreichen, noch nicht einmal normal das Studium durchschreitenden Frauen geben. Das wird im grundsätzlichen Teil der Antworten durchweg behauptet. Nun entsteht hier allerdings eine Schwierigkeit durch die konkrete Frage des Interviews nach dem Leistungsvergleich. Soweit diese Frage nämlich konkret beantwortet wird, wird ausnahmslos gesagt, daß kein Leistungsunterschied feststellbar ist. Dieser Widerspruch – zwischen der grundsätzlichen Einstellung und Bewertung und der einzigen sich auf konkrete Erfahrungen berufenden Aussage ist nun so eklatant, daß selbst die Befragten es merken. Er bewirkt einmal, daß von vornherein 44 % der Professoren einer konkreten Antwort ausweichen in allgemeine Erörterungen über die weibliche Natur.

Bei denen, die antworten, und zwar, wie gesagt, durchaus die Gleichwertigkeit der Leistungen feststellen, wird der Widerspruch nach folgendem Schema rationalisiert: Die Gleichwertigkeit, zunächst uneingeschränkt konstatiert, wird in nachfolgenden Reflexionen auf eine quantitative Gleichwertigkeit reduziert, ihr eine qualitative Ungleichwertigkeit ohne Präzisierung gegenübergestellt. Dies wird dann ausgesponnen:

die **L e i s t u n g e n** sind zwar gleich, die **F ä h i g k e i t e n** aber verschieden, und zwar milderer bei den Mädchen. Als Hilfhypothese wird hier oft der angeblich größere Fleiß der Mädchen herangezogen, auch der Hinweis, daß Mädchen sich mehr auf das Studium konzentrieren als die meist faulen Männer. Daß dies wiederum eine Rationalisierung ist, geht aus folgendem hervor. An anderer Stelle und in anderem Kontext weisen alle Befragten auf den übertriebenen Lerneifer gerade der Studenten hin. An wieder anderer Stelle, nämlich bei der Frage nach den Studienmotiven, schreiben gerade diejenigen Dozenten, die **h i e r** den Fleiß der Mädchen anführen, den Studentinnen generell irrelevante Studienmotive – vor allem Heiratsmarkt –, das Fehlen ernsthafter Studienabsicht und Einstellung und dergleichen zu.

Als typisches Beispiel für die alogische Argumentation führt Anger folgende Antwort auf die Leistungsfrage an:

„Die besten Referate sind bei mir von Studentinnen gehalten worden. Sie sind fleißiger, nehmen auch zusätzliche Arbeit auf sich. Aber ein wesentlicher Unterschied war doch nicht feststellbar. Vielleicht: Studentinnen haben trotz größeren Fleißes geringere Fähigkeiten.“

Deutlich sind hier vier Schritte erkennbar: Zunächst: sogar bessere Leistung der Mädchen. Dann: Rationalisierung: sie sind eben fleißiger. Dann: eigentlich sind die Leistungen gar nicht besser. Schließlich: die Fähigkeiten sind geringer.

2. Wie schon gesagt, ist die Grundeinstellung und die aus ihr resultierende Ablehnung der studierenden und dozierenden Frauen begründet aus einem Bild von „der Frau“, von

der „Natur des weiblichen Geschlechts“, das es nun ein wenig anzuleuchten gilt. Das ist nicht leicht, weil dies Bild sich durch zwar Fixiertheit, Starrheit, zugleich aber durch eine Vagheit auszeichnet, die es dem Zugriff entzieht. Ich beginne zunächst, die positiven Züge zu nennen, die dies Bild bestimmen. Es sind wenige: wo sie nicht lediglich durch Negation angeblich männlicher Prädikate beschrieben wird, wird der Frau nur tautologisch „Fraulichkeit“, „Weiblichkeit“, „Mütterlichkeit“, allenfalls „Gefühle“ zuerkannt, oder noch vager: „Berufung zu ...“ alledem. Konkreter sind nur zwei Bestimmungen. Frauen sollen erstens *s c h ö n* (oder hübsch) sein, zweitens heiratswillig. Dies taucht in zwei Varianten auf: einmal als *V o r w u r f*; dann meist auf die Studentinnen bezogen: wenn die Mädchen hübsch sind, dann sind sie auch dumm und gehören nicht auf die Universität. – Mädchen kommen auf die Universität, um zu heiraten, um einen standesgemäßen Mann zu finden. Oder auch: wenn die Mädchen hübsch sind, dann werden sie Gott sei Dank weggeheiratet.

Oder als *F o r d e r u n g*, die man selbst – als Mann – an die Frauen stellt und die mit den Eigenschaften, die man dem weiblichen Geschlecht als spezifisch zuschreibt, identisch ist. Sie sollen hübsch sein, und sie sollen die Erfüllung ihres Wesens in der Ehe sehen. Dann aber erscheinen die Frauen an der Universität als negative Auswahl:

Die meisten (Studentinnen) sehen aus wie Dienstmädchen."

„Für die Hochschullaufbahn bleiben darum nur Unverheiratete übrig – und das ist im Grunde schon eine negative Auswahl. ..."

Nun ist Schönheit eine gute Sache – und auch die Ehe sollte und könnte eine gute Sache sein. Bedenklich aber – und entlarvend – ist, wie diese beiden Bestimmungen hier artikuliert werden. Schönheit ist lediglich der hübsche Anblick – für den Mann –, sie ist das reine Bild- und Objekt-Sein, sie ist per definitionem geistlos, da als Unvereinbarkeit mit Geist definiert. Man kann folgern, was die so Urteilenden vom Geist halten, der, ein männliches Geschlechtsmerkmal und durchaus unschön, am anderen Ende jener Dichotomie erscheint. Man kann fragen, in was für einer Erfahrungswelt Menschen leben, die sich selbst das Erfahrungsverbot auferlegen, Schönheit und Weiblichkeit anders denn geistlos, und Geistigkeit anders denn geschlechtsegoistisch und als männliches Monopol auf Spitzenpositionen zu sehen.

Ich bestreite nicht das Moment von Realität in dieser Sicht. Sie spiegelt eine Zivilisation, in der Vernunft unter dem Leistungsprinzip zum Mittel der Herrschaft geworden, und Glück, Schönheit und Liebe als Prämie in der Freizeit von denen erwartet wird, die von der Herrschaft, wenn auch nicht von der Arbeit für die Herrschaft ausgeschlossen, Natur sein dürfen und sollen. Ich bestreite auch nicht, daß Männer und Frauen vielfach so sind, wie hier gesehen: die Männer denaturierte und rationelle Leistungsmaschinen, in ständiger Angst vor Konkurrenz und Prestigeverlust lebend; die Frauen (um eine wie ich höre noch durchaus zum studentischen Vokabular gehörende Wendung zu gebrauchen) sei es „geschlechtslose Arbeitstiere“, sei es „arbeitslose Geschlechtstiere“, sei es abwechselnd beides. Aber die Hypostasierung dieser schlechten Realität zur platonischen Idee, durch Wissenschaftler, Menschen also, deren Beruf sie der kritischen Vernunft verpflichtet und überdies verpflichten sollte, junge Menschen zu dieser kritischen Vernunft zu erziehen, ist bestürzend.

3. Dem Mangel an positiven Bestimmungen in dem hier zur Untersuchung stehenden Bild der Frau entspricht, daß es vorwiegend durch negative Bestimmungen, durch „Mangel an ...“ fixiert wird. In den Augen der Mehrzahl deutscher Hochschullehrer ist

„die Frau“ vor allem ein Mängelwesen, ein defizienter Modus des Mannes. Was ihr fehlt, sind eben die Eigenschaften, die die Befragten offenbar sich selber als Männern und als Wissenschaftlern zuschreiben. Es mangelt der Frau „von Natur aus“ vor allem an (die Reihenfolge nach Häufigkeit der Erwähnung): Intellektualität, Intelligenz – geistiger Produktivität – Abstraktionsfähigkeit – logischem Denken – physischer Robustheit – Selbstvertrauen – Autorität und Durchsetzungskraft – Stimmstärke. [11]

Diese Liste erfordert eine gesonderte Interpretation, die über unser engeres Thema hinausführen wird und die ich deshalb zunächst zurückstelle. Im jetzigen Zusammenhang, als drittes Moment der Grundeinstellung, sagt sie folgendes: die Bestimmungen des hier herrschenden Bildes der Frau sind formal gesehen negativ und inhaltlich gesehen minderwertig. Die „Andersartigkeit“ der Frau, auf der die Befragten insistieren, ist nichts anderes als eine apodiktisch behauptete Inferiorität.

Es ist bemerkenswert, daß auch eine der drei in der Umfrage enthaltenen Dozentinnen dieses Moment der Grundeinstellung – und damit, da die Teilmomente zusammengehören, die gesamte Grundeinstellung – reproduziert. Auch sie schreibt den Männern im wesentlichen die genannte Liste von Eigenschaften, den Mädchen das Fehlen derselben, dafür Eitelkeit, Putzsucht und Männerfang zu.

### III

Doch damit komme ich zum nächsten Aspekt meines Themas, zur Frage, wie die Frauen selbst ihre Situation an der Universität sehen und sie beurteilen. Es sei dazu kurz rekapituliert, was sich über diese Situation selbst bisher ergeben hat. Es ist die einer zahlenmäßigen Minorität mit zusätzlich abfallender Beteiligung an den je höheren Rängen. Von den zu Anfang hypothetisch genannten Ursachen für diesen Sachverhalt erklärt die zweite – andere Lebenspläne, nämlich Ehe und Familie – möglicherweise den geringeren Anteil der Frauen an der Dozentenschaft gegenüber dem an der Studentenschaft.

Den abfallenden Anteil innerhalb der Dozentenschaft erklärt sie nicht, denn die Aspirantinnen auf die Dozentenlaufbahn haben ja offenbar eben diese – mit oder ohne Ehe – sich zum Lebensplan gewählt. Auch die erste Hypothese – mangelnde Qualifikation – konnte herangezogen werden. Denn innerhalb der Universität selbst läßt sich höchstens für die geringere Zahl von Mädchen unter Studienanfängern kein Leistungsunterschied zwischen Männern und Frauen feststellen – wie selbst von jenen bestätigt wird, die das vehementeste Vorurteil gegen Frauen als Wissenschaftler und geistige Wesen produzieren. Es scheint in der Tat, daß die Leistungen der Frauen in der Universität völlig normal sind, weder nach oben noch nach unten Abweichungen von dem, was unter ähnlichen Bedingungen Männer leisten, noch so etwas wie eine spezifisch „weibliche Geistigkeit“ (oder wie dergleichen gelegentlich herumspukende Begriffe lauten mögen) feststellbar sind.

Die sich durch die Literatur zum Frauenproblem schleppende Frage, ob es weibliche Genies gibt (die meist in der höflichen Form verneint wird, daß man dem weiblichen Geschlecht mögliche Genialität des Herzens konzidiert), wird zwar zu unserem Thema gerne herangezogen, ist aber dafür gänzlich irrelevant. Denn weder ist die Universität

als Institution auf Genialität angewiesen oder eingerichtet, noch prämiert sie diese, wie schon Max Weber bemerkt hat. Mit Ausnahme der Phase des Deutschen Idealismus hat die deutsche Universität mit Genies auf dem Kriegsfuße gelebt und diese mit ihr. – Normal also scheint die Leistung der Frauen zu sein. Nicht normal – das wurde deutlich – hingegen ist die Situation, das Klima, in der sie sie leisten. Normal allenfalls, wenn man die schlechte Realität, die Tatsache, daß auch anderswo ein ähnliches Frauenstereotyp herrscht, wie in der Universität, als Norm nimmt. Nicht normal, wenn man die Prinzipien, nicht nur des Grundgesetzes, sondern auch des offiziellen Selbstverständnisses unserer Gesellschaft als normierend ansetzt. Denn das Grundgesetz fordert und das offizielle Selbstverständnis unserer Gesellschaft behauptet als verwirklicht die volle Gleichberechtigung aller Gruppen, vor allem und ausdrücklich von Männern und Frauen. Und diese Gleichberechtigung meint ja nicht zuletzt volle Gleichheit des Zugangs, der Bedingungen und der Aufstiegschancen in Ausbildung und Beruf. Daß gleiche Bedingungen mindestens psychologisch nicht gegeben sind für diejenigen, die in einer Institution arbeiten, deren bestimmende Träger in ihrer großen Mehrheit sie als a priori und wesensmäßig unfähig zu der in dieser Institution geleisteten Arbeit halten, ist unbezweifelbar. Daß gleiche Chancen auch real nicht gegeben sind, ist als Vermutung nicht ganz von der Hand zu weisen.

Doch wie äußern sich die Betroffenen selbst? Dazu eine Zwischenbemerkung: Ich habe in Gesprächen mit Frauen, die sich in der Sphäre bewegen, in der heute der schärfste Kampf zwischen Emanzipation und Gegenemanzipation sich abspielt, nämlich in oder vor hochqualifizierten Berufen – sei es in der Politik, sei es in der Wissenschaft oder in der Journalistik – drei typische Verhaltensweisen beobachtet. Eben diese drei Verhaltensweisen scheinen mir bei den drei in Angers Befragung vertretenen Dozentinnen erkennbar.

1. Der Verhaltenstyp, den ich als „outspoken“ realistisch und illusionslos charakterisiere. Es sind diejenigen, die wissen, daß die Emanzipation auf halbem Wege vorläufig gestoppt worden ist, daß sie heute sich einer subtilen, mit Argumenten der Aufklärung Gegenaufklärung betreibenden Reaktion gegenüber sieht. Die dies offen und hart aussprechen. Meist sind es Frauen der älteren Generation, für ihre Person nicht mehr auf taktische Rücksichten angewiesen, aber auch durch lange Erfahrung mit der Lage vertraut und auf Taktik ohnehin nicht mehr bauend. – Im Interview scheinen mir die Antworten einer älteren Wissenschaftlerin, eine der ersten in Deutschland habilitierten Frauen, in dieser Richtung interpretierbar.

2. Der „no comment“-Typ. Damit bezeichne ich diejenigen, die vermutlich das Urteil der ersten Gruppe teilen, aber darauf verzichten, es auszusprechen, sei es, weil sie das individuelle Dem-streit-enthoben-sein nicht gefährden wollen, sei es, weil sie in Hinblick auf grundsätzliche Änderung resigniert haben, sei es aus taktischen Gründen. Ich glaube, daß man die folgende Äußerung einer Dozentin in dieser Richtung interpretieren kann. Es handelte sich um die Frage nach den Ursachen für die Seltenheit weiblicher Hochschullehrer. Ihre Antwort:

„Weiß ich nicht.“ (Interviewer blickt Befragte erwartungsvoll an.) „Weiß ich wirklich nicht, da kann ich Ihnen nichts sagen.“ (Interviewer: Wir hätten wirklich von Ihnen als Frau gern etwas zu dieser Frage erfahren.) „Werden Sie aber nicht!“ [12]

3. Diejenigen, die, für ihre Person arrivierte, das Stereotyp der herrschenden Gruppe annehmen und auf den Rest der eigenen Gruppe – sich selbst mehr oder weniger ausnehmend – anwenden. Auch hierfür, wie erwähnt, findet sich in der dritten Dozentin der Umfrage ein Beispiel.

Die geringe Zahl der an der Angerschen Untersuchung beteiligten Dozentinnen läßt Verallgemeinerung ihrer Aussagen nur mit Vorbehalt zu. Deshalb hat Peter Schindler, ausgehend von Angers Resultaten, eine zusätzliche Umfrage bei den 61 Hochschullehrerinnen fünf westdeutscher Universitäten und der FU durchgeführt. Sie sollte erstens eventuelle tatsächliche Behinderung und Benachteiligung, zweitens die Stellungnahme der Dozentinnen zu der aus jener Untersuchung sichtbar gewordenen Situation und drittens Stimmung und Selbstverständnis der Hochschullehrerinnen („verfolgte Minderheit“ oder „gleichberechtigte Wissenschaftler“) ermitteln. Auffallend ist zunächst die geringe und gehemmte Beteiligung. Nur 42 % beantworteten den Fragebogen, davon machte ein Teil von der Möglichkeit anonymer Antwort Gebrauch. Das scheint mir für eine starke Verbreitung der „no comment“-Haltung unter den Frauen an der Universität zu sprechen. Wichtig scheinen mir folgende Ergebnisse der Untersuchung: Die Frage nach *persönl*icher Behinderung oder Benachteiligung in der Universitätslaufbahn wird von der knappen Hälfte der Antwortenden (d. h. allerdings: nur 19 % der Befragten) verneint. Hingegen verweisen bei der Frage nach den Gründen für die Seltenheit weiblicher Hochschullehrer drei Viertel der Antworten auf die Stärke des männlichen Vorurteils und zwei Drittel auf die besonderen Schwierigkeiten, die den Frauen bei dieser Tätigkeit in den Weg gelegt werden. Die Zahl derjenigen, die Vorurteile und reale Behinderung für Dozentinnen behaupten, ist also wesentlich größer als die Zahl derer, die zugeben, persönlich dergleichen erfahren zu haben.

Dies ist nur auf den ersten Blick überraschend. Die Befragten sind ja schon Hochschullehrerinnen, also jene „Seltenen“. Potentielle Wissenschaftlerinnen, die vor dem sie persönlich treffenden Vorurteil und Druck durch Verzicht auf wissenschaftliche Laufbahn reagiert haben, sind in der Auswahl nicht enthalten. Hinzu aber kommt eine psychologische Erklärung. Diskriminierung ist für den Diskriminierten beschämend, - eine Binsenwahrheit, die auszusprechen dennoch nicht überflüssig ist. Das Konstatieren des Bestehens von Diskriminierung redupliziert diese Beschämung, indem es sie zur Kenntnis bringt und nimmt. Und weiter: der Diskriminierte hat, per definitionem sozusagen, die Beweislast dafür, daß die Abwertung seiner Gruppe Diskriminierung ist und nicht ein völlig gerechtfertigtes objektives Urteil. Nimmt er nun nicht von vornherein sich selber durch den Hinweis, er persönlich habe nie zu klagen gehabt, aus der Gruppe der Betroffenen heraus, so steht er erstens unter dem psychologischen Zwang, jenen Beweis zuerst einmal für die eigene Person. zu führen, womit er natürlich aus der Diskussion zur Sache auf die wirksamste Weise ausgeschaltet ist; so findet er sich zweitens als befangen erklärt, die Befähigung zu objektivem Urteil wird ihm abgesprochen. – Die Beteuerung, man sei nicht selbst betroffen, man spreche nicht in eigener Sache, ist also nicht nur kein Widerspruch zur Feststellung des Bestehens von Diskriminierung; sie gilt vielmehr im öffentlichen Bewußtsein als Vorbedingung und Legitimation, um diese Feststellung treffen zu dürfen.

Neben dem Hinweis auf bestehende Vorurteile und aus ihnen resultierende reale Erschwerungen der Laufbahn findet sich in den Antworten der Dozentinnen ein anderer Komplex von Ursachen für sowohl die Seltenheit der Frauen wie auch für die Beein-

trächtigung ihrer Leistungsfähigkeit berücksichtigt: die Schwierigkeit einer Verbindung von Ehe und Familie mit wissenschaftlicher Arbeit und die psychologischen Schwierigkeiten, die aus dem Rollenkonflikt entstehen. Es fällt auf, um wieviel sachlicher, erfahrungsgesicherter und rationaler die Erwähnung und Behandlung solcher Gründe hier ist gegenüber der Tönung, in der sie in den Antworten der Dozenten bei Anger erscheinen. Die Dozentinnen konstatieren nüchtern, daß unter den gegebenen Umständen Ehe und Familie mit intensiver Berufsarbeit schwer zu vereinbaren sind und daß, wenn die Wahl sich zuspitzt, die meisten Frauen ersteres nicht unter letzterem leiden lassen wollen. Die Dozenten hingegen verklären nicht nur Ehe und Familie, sondern auch alle zeitbedingten Überlastungen und Beschränkungen, die sie für die Frauen mit sich bringen, zur natur- und gottgewollten Bestimmung der Frau, leiten andererseits aus dieser Bestimmung die prinzipielle Inferiorität aller Frauen, auch der nicht verheirateten oder derer, die dank glücklicher Umstände Ehe und Beruf bestens zu vereinen wissen, ab.

Ein kurzes Wort schließlich zu Situation und Selbstverständnis der Studentinnen. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß das Frauenstereotyp, das in der Dozentschaft herrscht, auch sie trifft, wenn auch in abgemilderter und konzilianterer Weise. Die Frage, ob dieses Stereotyp auch unter den Studierenden wirksam ist, wurde von Hermann Vetter als Hypothese einer Umfrage unter 400 Studenten und Studentinnen zugrundegelegt und im wesentlichen bestätigt gefunden.[14] Die Studenten denken über ihre Kommilitoninnen prinzipiell ähnlich wie die Professoren, wenn auch ihre Äußerungen weniger kraß, weniger „unfreundlich“ sind. Das ist erklärlich: die Konkurrenzsituation ist gegenüber der im akademischen Beruf noch unausgeprägt und verschleiert. Die Studentinnen selber – das ist das Hauptergebnis Veters – haben sich im wesentlichen mit dem herrschenden Vorurteil abgefunden, abgefunden in der Weise, daß sie es in erheblichen Bestandteilen interiorisieren und selbst reproduzieren. Ich selbst habe den Eindruck, daß viele Studentinnen unter dem ihnen zugemuteten Konflikt – sie sollen weiblich und geistig sein, dies wird aber zugleich als prinzipiell unvereinbar hingestellt – leiden, ohne aber die Zumutung als solche zu durchschauen. [15] Und so gleichen sie sich in der Tat allzuleicht dem Bild an, das von ihnen entworfen wird. Schließlich gilt dann auch von ihnen, was Adorno von den Frauen sagt:

„Willig, ohne Gegenimpulse, spiegeln sie die Herrschaft zurück und identifizieren sich mit ihr. Anstatt die Frauenfrage zu lösen, hat die männliche Gesellschaft ihr eigenes Prinzip so ausgedehnt, daß die Opfer die Frage gar nicht mehr zu fragen vermögen. ... (sie) stimmen in ihr Los begeistert ein, überlassen das Denken den Männern, diffamieren jegliche Reflexion als Verstoß gegen das von der Kulturindustrie propagierte weibliche Ideal und lassen überhaupt es sich wohl sein in der Unfreiheit, die sie für die Erfüllung ihres Geschlechts halten. Die Defekte, mit denen sie dafür zu zahlen haben, obenan die neurotische Dummheit, tragen zur Fortdauer des Zustands bei.“ [16]

#### IV

Die Studentinnen, so scheint es, verhalten sich nicht anders als die Frauen in unserer Gesellschaft. Es wird damit deutlich, daß unser engeres Thema – die Frauen in der Universität – von jenem umfassenderen Themen nicht zu isolieren ist. Das soll ein Blick auf jenen Katalog von Eigenschaften belegen, die von den Dozenten ihren Kolleginnen und Schülerinnen abgesprochen werden. Ich wiederhole ihn: Intellektualität und Intelligenz –

geistige Produktivität – Abstraktionsfähigkeit – logisches Denken – physische Robustheit – Selbstvertrauen – Autorität – Stimmstärke.

Diese Liste ist eine wahre Fundgrube. Über sie und anhand ihrer ließe sich ein Leitfaden der Vorurteilsforschung schreiben. Hier nur einige Anmerkungen. Diese Liste behaupteter Mängel sagt – völlig unabhängig davon, ob einzelnes zutrifft und einzelnes nicht – nichts über das Objekt, dem sie zugeschrieben wird: die Frauen in der Wissenschaft, die Frauen überhaupt. Sie sagt hingegen so gut wie alles über den – ob Mann oder Frau –, der sie äußert. Denn hier wiederum gilt, nicht nur für unser engeres Thema, ein Gesetz: Solange in der Beziehung einer Gruppe zur anderen Diskriminierung herrscht, solange sind Aussagen über die „Natur“ der Diskriminierten in Wahrheit Aussagen über die Natur der Diskriminierung.

Betrachten wir die Liste. Da ist zunächst deutlich, daß die genannten Eigenschaften in zwei Gruppen fallen. Ich nehme die zweite zuerst: Physische Robustheit, Autorität, Selbstvertrauen, Stimmstärke, – kein Zweifel, in der Tat, daß Männer im Durchschnitt über dergleichen mehr verfügen als Frauen. Es gibt Ausnahmen: die Chefin meiner Tankstelle verfügt mindestens über Autorität, Selbstvertrauen und Stimmstärke in merklich höherem Maße als ihre physisch robusten Arbeiter, wobei es sich so verhält, daß sie nicht Chefin ist, weil sie darüber verfügt, sondern daß sie darüber verfügt, weil sie über die Tankstelle verfügt. Aber dies beiseite; daß jene Liste im Zusammenhang mit der Eignung zum Hochschullehrer erscheint, das macht ihren Erkenntniswert aus, das entlarvt sie als das, was sie ist. Denn soll man im Ernst denen, die sie äußern, eine Auffassung – nun nicht von den Frauen – sondern von ihrer eigenen Tätigkeit, der wissenschaftlichen Forschung und Lehre, unterstellen, die gerade Autorität, Selbstvertrauen, Stimmstärke, physische Robustheit als unabdingbare Voraussetzungen dafür fordert? Seit Anselm von Canterbury gilt doch wohl, daß die Wissenschaft nicht auctoritate, sondern sola ratione entscheidet. Nicht die Stärke der Stimme, sondern was die – vielleicht leise – Stimme sagt, zählt in wissenschaftlicher Diskussion und Lehre. Ähnliches gilt für Selbstvertrauen und Körperkraft.

Aber die Wahrheit ist: diese Liste hat weder mit Männern als Männern noch mit Frauen als Frauen, und schon gar nichts mit Wissenschaft, Universität oder Eignung dafür zu tun. Sie hat etwas zu tun vielmehr mit oben und unten, mit der stärkeren Gruppe – sei es die zahlenmäßig stärkere, sei es die früher eingesessene, die autochthone, sei es die wie immer herrschende – in ihrem Verhältnis zur schwächeren. Diese Liste erscheint in allen Diskriminierungskatalogen, sie ist die Liste dessen, was der früher Angekommene hat, haben muß und ständig fürchtet; zu verlieren, und damit seine Vorrangstellung zu verlieren. Sie ist der archaische Teil des Katalogs, nennt sie doch die Mittel, die die Herrschaft in der Vorzeit zuerst konstituierten. Und daß sie dennoch auch hier erscheint, in der Diskussion über Eignung zur Wissenschaft, die mit Herrschaft und Vorzeit scheinbar so gar nichts zu tun hat, erinnert daran, daß „the difference between the sexes is the basis for the earliest and most elementary division of mankind into separate groups“ (Erich Fromm) [17] und daß die Verwerfung des Weiblichen das Muster abgibt für die Verwerfung all dessen, was „anders“ ist, auch als „minderwertig“.

Auch die erste Gruppe der genannten Eigenschaften – Intelligenz, Abstraktionsfähigkeit etc. – hat, entgegen dem ersten Eindruck, mit Wissenschaft und Universität nichts zu tun. Sie ist lediglich der modernere Teil des Diskriminierungskatalogs, nennt sie doch

die Mittel, die jene älteren im Kampf um oben und unten, zwischen ingroup und outgroup längst abgelöst haben. Es genügt, um dies zu belegen, der Hinweis auf die zentrale Rolle, die dieser Teil des Katalogs etwa im antisemitischen Vokabular gespielt hat und noch spielt. Die Art, wie er hier, in der antisemitischen Argumentation, etwa zum Komplex Juden und Wissenschaft, Juden und Universität verwendet wurde, zeigt zugleich den rein funktionalen und opportunistischen Charakter solcher Listen. Denn den Juden wurde Intellektualität etwa und Abstraktionsfähigkeit gerade zugesprochen und ihnen deshalb die Fähigkeit, an arteigener Wissenschaft und echter deutscher Universität mitzuwirken, gerade bestritten.

Ich sagte zu Anfang: das Problem der Frauen in der Universität ist kein universitätsspezifisches Problem. Das Vorurteil gegen die Frauen als die anderen und darum minderwertigen, das hier herrscht, der Antagonismus, den es artikuliert, ist nichts anderes als Vorurteil und Antagonismus gegen sie in der Gesellschaft. Daß es in der Universität in besonderer Schärfe herrscht, was Angers Untersuchung zeigt, liegt nicht daran, daß die Universität *Stätte der Wissenschaft* ist, sondern daran, daß der Beruf des Universitätslehrers zu den höchstqualifizierten und am meisten mit Prestige dotierten Berufen gehört. Vergleichbare Einstellungen würde vermutlich eine Umfrage unter hohen Juristen oder hohen Verwaltungsbeamten ergeben.

Relevant im Hinblick auf die Universität ist an dem Komplex, daß, *obwohl sie Stätte der Wissenschaft* ist, auf dem Boden der Universität die Vorurteile ungehindert und fast stärker gedeihen als anderswo. Erschreckend und desillusionierend für den, der das Problem untersucht, ist, daß Wissenschaft als Beruf die Menschen, die sie betreiben, um nichts widerstandsfähiger, um nichts kritischer und gefeierter macht gegen Vorurteile, gegen blinden Gruppen- und Geschlechtsegoismus.

Für das Grundproblem selbst, das der Frauen in einer sie als das andere und *darum* mindere Geschlecht fixierenden Gesellschaft, gilt heute, was Vetter resignierend-ironisch am Ende seiner Untersuchung sagt: Die Emanzipation scheint auf halbem Wege zur Ruhe gekommen. Diese Ruhe allerdings ist ein labiler Zustand, der daraus resultiert, daß Emanzipation und Gegenemanzipation gegeneinander wirken und sich die Wage halten. Den Protagonisten der Gegenaufklärung ist dabei jedes Argument recht, das aus dem eigenen Arsenal so gut wie das aus dem Arsenal der Wissenschaften. Sie fordern „endlich einmal den Unterschied zwischen *sozialen* Interessen und *menschlichen* Interessen der Frau“ [19] zu beachten, – um dann mit dem einen das jeweils andere bestreiten zu können. Sie argumentieren gegen die Gefahr, daß Frauen in leitende Berufe eindringen, mit Berufung auf „das ursprüngliche Wesen“ der Frau. Sie operieren aber im gleichen Atemzuge damit, daß die ethnologisch-soziologische Forschung es doch verbiete, vom „Wesen der Frau“ zu sprechen – um so alle schwachen Versuche, auf das Fortbestehen einer Frauenfrage hinzuweisen, als unwissenschaftlich zu erklären. (Bei Schelsky liest man das erste auf Seite 415, das zweite auf Seite 413) [20]. Sie scheuen nicht vor Argumentationen folgenden Typs zurück: Die Interessenvertretungen der Frauen, die Zugang der Frauen zu leitenden Berufen fordern, seien dazu nicht legitimiert, da doch die von ihnen Vertretenen, die Frauen, in abhängigen Arbeiten tätig seien.[21]

Sie behaupten, wiederum im gleichen Atemzug, die Emanzipation der Frauen sei in so übertriebenem Grade erreicht, daß nun die Männer sich organisieren sollten; und die

Emanzipation sei nicht gelungen, weil kein Mensch, am wenigsten die Frauen selbst, sie wollten.

Der Schein der Wahrheit, der macht, daß diese Argumentationen erst auf den zweiten Blick zu durchschauen sind – und wer schaut schon zweimal hin? – hat seinen Grund darin: Die Unterprivilegierung der Frauen geht heute nicht mehr allein und nicht mehr unmittelbar von den Männern aus. Sie geht über das Bewußtsein und das Selbstverständnis der Frauen selbst. Die Erbinnen und Enkelinnen der Emanzipation fühlen sich nicht mehr betroffen, halten sie für veraltet. Doch „ ... was vollbracht war, mag vergessen werden und bewahrt sein in der Gegenwart. Veraltet ist stets nur, was mißlang, das gebrochene Versprechen eines Neuen ...“ [22]

## L i t e r a t u r :

- [1] Für das SS 1961. Nach: Statist. Jahrbuch f. d. BRD, Ausgabe 1962.
- [2] Diese Zahlen wurden auf der letzten Tagung des Deutschen Akademikerinnenbundes Okt. 62 mitgeteilt. Die letzte offizielle Angabe des Statist. Bundesamtes über den Anteil der Frauen an den Universitätslehrkörpern (in: Statistik der BRD, Band 130, H. 1) bezieht sich auf das WS 1953/54. Damals betrug der Prozentsatz bei den Lehrkräften insgesamt 3,5 %, bei den Habilitierten 1,9 %, bei den planmäßigen Professoren 0,6 % und bei den Ordentl. Professoren 0 %. Für das WS 1958/59 hat Asta Hampe (in: Mädchenbildung und Frauenschaffen 11. Jahrgang Heft 4, April 61) die Zahlen zusammengestellt. Es ergeben sich (an Universitäten und wiss. Hochschulen zusammen): unter den Habilitierten knapp 2 %, unter den planmäßigen Prof. knapp 0,5 % und unter den Ordentl. Prof. 0,35 %.
- [3] Access of Women to Education. Hrsg.: UNESCO International Bureau of Education, Publication Nr. 141, Paris-Geneva 1952.
- [4] Vgl. Wanda von Baeyer, Die Frau in der Wissenschaft. In: Die Frau in unserer Zeit (Sammelband). Oldenburg 1954. – Gabriele Streder, Hundert Jahre Frauenbewegung. Wiesbaden 1952. – Unter den älteren Darstellungen immer noch höchst lesenswert: Lily Braun, Die Frauenfrage, Leipzig 1901.
- [5] a.a.O., S. 151.
- [6] Charlotte Lorenz, Entwicklung und Lage der weiblichen Lehrkräfte an den wissenschaftlichen Hochschulen Deutschlands. Berlin 1953.
- [7] David Wechsler, The measurement of Adult Intelligence. 3. A. 1944, S. 106 u. 107. Zitiert nach Anger.
- [8] Dieser Sachverhalt: die hohe Variabilität und Vermitteltheit der weiblichen (und männlichen) Rolle und die Unzulässigkeit des unvermittelten Rückschlusses auf „Natur“ oder „Wesen“ von Mann und Frau ist eines der Ergebnisse, in denen die Forschung verschiedenster Disziplinen der letzten Jahrzehnte in auffallender Weise konvergiert. Ich verweise auf die Forschungen von Havelock Ellis, Margaret Mead, Ruth Benedict, Joseph K. Folsom, Viola Klein, F. J. J. Buytendijk, Wilh. Reich, Erich Fromm, Simone de Deauvoir. – Aber auch die Autoren des „Neo-Familism“ (Ausdruck von Folsom) zollen ihm ihren Tribut (in Deutschland neben E. Mudiel vor allem Helmut Schelsky), indem sie die traditionelle Rolle der Frau nicht mehr unmittelbar aus Natur oder Tradition, sondern dezisionistisch rechtfertigen. Der dezisionistische Trick (wie ich es nennen möchte) sieht so aus: zunächst wird die These von der Relativität und Wandelbarkeit sozialer Rollen akzeptiert; dann wird sie so zugespitzt und abstrakt gefaßt, daß völlige Freiheit, Beliebigkeit und Unverbindlichkeit möglicher Rollen herausspringt. Dann wird eben diese Unverbindlichkeit als Gefahr des Chaos und der Kulturdestruktion geschildert. Und schließlich wird die Reinstallation der traditionellen und bewährten Rollen als einzige Rettung und Konsequenz gefordert.
- [9] Hans Anger, Probleme der Deutschen Universität. Bericht über eine Umfrage unter Professoren und Dozenten. Tübingen 1960.

- [10] Vgl. SS. 465, 471, 481, 482.
- [11] Vgl. S. 491 und S. 654.
- [12] S. 485.
- [13] Peter Schindler, Die Stellung der Dozentin an wissenschaftlichen Hochschulen. Ergebnisse einer Umfrage. DUZ 1111962, S. 11 ff.
- [14] Hermann Vetter, Zur Lage der Frau an den westdeutschen Hochschulen. Ergebnisse einer Befragung von Mannheimer und Heidelberger Studierenden. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 13. Jahrgang H. 4, 1961, S. 644 ff.
- [15] Zur Frage des Bewußtseinskonflikts vgl. den Aufsatz von Klaus Dörner in: Das Argument. Berliner Hefte f. Kultur U. Politik, Nr. 23, Okt./Nov. 1962, S. 29 ff.
- [16] Th. W. Adorno, Minima Moralia. Frankfurt 1951, S. 116.
- [17] E. Fromm, Sex and Character. In: The Family, its Function and Destiny. Ed. by Ruth Nanda Anshen. New York 1959, S. 399 ff.
- [19] Helmut Schelsky, „Wo liegen heute die Interessen der Frau“ in: Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Stuttgart 1955, S. 403.
- [20] a.a.0.
- [21] a.a.O., S. 400.
- [22] Adorno, Minima Moralia, S. 116 f.

-----

Veröffentlicht in:

Universitätstage 1963 „Universität und Universalität“ (Berlin 1963), S. 73 ff